

Die „Spätmoderne“ ohne Illusionen betrachtet?*

Es scheint, als ob jeder Soziologe¹, der etwas auf sich hält, eine prägende Formel für die Gegenwartsgesellschaft erschaffen muss: Neben der „Risikogesellschaft“, über die „Multioptionengesellschaft“, die „Erlebnisgesellschaft“ oder die „Externalisierungs“- oder „Resonanzgesellschaft“, um nur einige Prunkstücke aus dem reichhaltig gefüllten Ausstellungsfenster der Soziologie zu nennen, sind noch viele andere Aspekte, denen eine entscheidende Prägekraft für die gesamte Gesellschaft zugewiesen werden, vertreten. So kreierte auch der Kulturosoziologe Andreas Reckwitz (AR) vor drei Jahren mit seinem sehr beachteten Werk eine „Gesellschaft der Singularitäten“, wonach alle oder die übergroße Mehrheit der Gesellschaftsmitglieder nach Besonderheit, Authentizität, Unverwechselbarkeit und Selbstverwirklichung streben und eben dies die zentrale Tendenz und das wesentliche Strukturelement der aktuellen Gesellschaft sei.

In der *Einleitung* seines neuesten Werkes schildert AR Ausgangslage und Intention seiner Analysen. Nach jahrzehntelangem – nicht gänzlich unbegründetem – Fortschrittsoptimismus (infolge neoliberaler Globalisierung, hohen Wachstums, digitalen und gesellschaftlichen Voranschreitens) seien nun gehäuft Ereignisse eingetreten, die eine um sich greifende profunde Desillusionierung in Gang gesetzt hätten. Ähnlich wie der psychoanalytisch vorgehende Arzt will der „Soziologie-Doktor“ die „Paradoxien und Ambivalenzen“ dieser Tendenzen und Brüche aufdecken, um „über diesen veränderten Blick auf die Lage der Dinge realistische Schritte zu ihrer Veränderung zu ermutigen.“ (15f.) Der zweite Ausgangspunkt ist für AR der Übergang von der „klassischen industriellen Moderne“ zur „Gesellschaftsformation“ der „Spätmoderne“, die durch besondere „Asymmetrien und strukturelle Disparitäten“ gekennzeichnet sei. Während in der industriellen Moderne eine „Gesellschaft der Gleichen“(!) vorzufinden war, sei die Spätmoderne durch eine „Gesellschaft der Singularitäten“ – so auch der Titel des vorigen, sehr erfolgreichen Buchs des Verfassers von 2017 – wesentlich bestimmt. „Während die industrielle Moderne in verschiedensten Bereichen auf der Reproduktion von Standards, von Normalität und Gleichförmigkeit basierte und man von einer ‚Herrschaft des Allgemeinen‘ sprechen konnte, ist die spätmoderne Gesellschaft an der Verfertigung von Besonderheiten und Einzigartigkeiten, ist sie an der Prämierung von qualitativen Differenzen, Individualität, Partikularität und dem Außergewöhnlichen orientiert.“(19) Diesen Strukturwandel möchte Reckwitz in seinen unterschiedlichen Dimensionen: Kultur, Sozialstruktur, Ökonomie und Politik analysieren.

Im *ersten Kapitel* (29-61) geht es um verschiedene Verständnisse von Kultur und deren jeweilige Träger, wobei AR hier zwischen „Hyperkultur“ (eine auf

* Anmerkungen zu: Andreas Reckwitz, Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne, Berlin, Suhrkamp Verlag, 2019, 306 S., 18 Euro.

¹ Soziologinnen verfallen diesem sich aufspreizenden Narzissmus offensichtlich seltener.

dem globalen Markt angeeignete kosmopolitische Kultur) und einem „Kulturrenzialismus (eine auf regionale oder nationale Werte/Lebensweisen rekurrierende Kultur), die gegeneinander gerichtet sein sollen, unterscheidet. Auf dem Feld der Kultur werden ihm zufolge Dinge, Lebensweisen, Vorstellungen auf- oder abgewertet. Während in beiden Fällen Kultur als „identitätsstiftend“ empfunden werde, würden die Unterschiede/Gegensätze darin liegen, dass erstes Kulturmodell Vielfalt, dynamische Veränderung und Kosmopolitismus als Kern ansieht; im zweiten Typus sind „nationale, relativ stabile und homogene“ Kulturelemente im Zentrum. Diese beiden Kulturmodelle koexistieren miteinander oder stehen einander offen feindlich gegenüber; ein dritter Typus von Kultur, den AR als „Kultur des Allgemeinen“ nennt, folge weder der Logik des Marktes, der „umstandslosen Wertschätzung“ des Individuellen und der dynamischen Diversität der von dort abgerufenen Kulturelemente, „noch einem Antagonismus oder einer Gleichgültigkeit zwischen den Kollektiven. Sie folgt eher einer Logik der Partizipation aller, verlangt aber zugleich von allen eine Anstrengung der Enkulturation.“(59). Ob dieser dritte Typus von „Kulturregime“ allerdings über die sozialphilosophische Debatte hinaus auch in die soziale Praxis umgesetzt werden kann (wie bei Typ 1 und Typ 2), hält Reckwitz für eine offene Frage.

Im *zweiten Kapitel* (63-133) entfaltet der Verf. seine Sicht der sozialstrukturellen Veränderungen in den letzten vier Jahrzehnten. Grob gesprochen, geht es um den Übergang von der „industriellen Moderne“ mit ihrer „nivellierten Mittelsstandsgesellschaft“ zu einer Drei-Klassen-Gesellschaft der Spätmoderne. Diese sind: die alte (traditionelle) – mehr oder minder stagnierende – Mittelklasse (Selbständige, Handwerker, mittlere Angestellte und Beamte etc.); die neue aufstrebende, überwiegend akademisch gebildete Mittelklasse, sowie die neue absteigende bzw. abgestiegene (prekäre) Unterklasse (71ff.). Die sehr kleine Oberklasse ließe dann „von einem „3-plus1“ Klassenmodell sprechen“ (ebd., Anm. 10). Im Unterschied zu anderen Ansätzen und anderen Phasen der Sozialstrukturentwicklung sei heute von aufsteigenden und absteigenden Elementen der Sozialstruktur gleichzeitig auszugehen, also eher von einem „Paternoster“-effekt und weniger von einer „Abstiegs“- oder „Aufstiegsgesellschaft“. Diese drei „Haupt-Klassen“ werden in Bezug auf ihre differierenden Einkommens- und Bildungsniveaus, die unterschiedlichen Lebensweisen, Art der Mobilität etc. beschrieben, teilweise nach den Bourdieu’schen Kategorien kulturelles, ökonomisches, soziales und symbolisches Kapital zugeordnet; des Weiteren wird noch ein kurzer Blick auf die jeweilige Binnendifferenzierung dieser „Großgruppen“ im Hinblick auf Geschlecht, Migration, Region und Milieu geworfen (109ff.). Ihr jeweiliges politisches Profil wird hier nur angedeutet, im fünften Kapitel genauer behandelt (126ff.) Die „Oberklasse“ (die obersten 1 Prozent oder weniger) der Einkommens- und Vermögensbesitzer, die nur sehr kurz (107-109) analysiert werden, sind in den obersten Etagen von Wirtschaft, Finanzen, Medien etc. lokalisiert und tätig, obwohl sie eigentlich nicht mehr arbeiten müssten (so das Abgrenzungskriterium von Reckwitz gegenüber den Mittelklassen). Im Unterschied zu der „neuen Mittelklasse“, die ihm zufolge „kulturell, ökonomisch und

politisch die einflussreichste Gruppe der spätmodernen Gesellschaft“ (90) ist, scheint die „Oberklasse“ ihren Reichtum eher zu genießen als ihn in Macht- und Einflussaustübung umzusetzen.

Im *dritten Kapitel* (135-201) ist die ökonomische Seite des Strukturwandels, der Übergang vom „industriellen Fordismus“ zur „postindustriellen Ökonomie“ Gegenstand der Analyse. Eine Sättigung mit „funktionalen Massengütern“ sowie Stagnationstendenzen und eine Produktivitätskrise, die zu Innovationen und Veränderungen in der Arbeitsorganisation drängte, sind nach Reckwitz die Ausgangspunkte dieses Entindustrialisierungsprozesses gewesen, der mit entsprechenden Auslagerungen in den „globalen Süden“ einherging (153ff.). Allerdings waren keineswegs primär ökonomische Probleme des Akkumulationsprozesses, sondern die durch die „Selbstverwirklichungsrevolution“ (151) der Menschen seit den 1970er Jahren ausgelöste „Konsumentenrevolution“ (150) für besondere Güter/Dienstleistungen mit symbolischer Aufladung (Erlebnisfähigkeit, Emotionen, Genuss, Lebensqualität steigernd) die wichtigsten Antriebskräfte für diese Wandlungsprozesse. „Der primäre Träger dieses Wertewandels ist die aufsteigende, hochgebildete und urbane (sowie überdurchschnittlich einkommensstarke und vermögende) neue Mittelklasse, wobei er deren soziale Grenzen jedoch im Laufe der Zeit überschreitet.“ (151) Allerdings ist der Übergang zur postindustriellen Ökonomie auch mit einer deutlich schärferen Polarisierung verbunden gewesen, da dem Aufstieg der neuen Mittelklasse die ansteigende Präsenz eines prekären, einfachen „Dienstleistungsproletariats“ zur Seite steht; dabei enthalten beide Prozesse eine transnationale Komponente, da entsprechende Arbeitskräfte sowohl im oberen wie unteren Bereich aus dem Ausland rekrutiert wurden.

Durch Globalisierung, Neoliberalismus und Finanzialisierung sind die geeigneten „Rahmenbedingungen“ für die Entfaltung der postindustriellen Ära gegeben. Deren „Kern“ bestehe allerdings – so die besondere Sichtweise von AR gegenüber der Mehrheit der bisherigen Analysen – in einem „neuen kognitiv-kulturellen Kapitalismus“, der insbesondere durch „immateriell wirkende neue Güter“ (162f.), Nachfrage nach kognitiver Expertise, Nutzung digitaler Möglichkeiten und innovationsorientierte Wissensarbeit gekennzeichnet sei. Kurzum: Die politische Ökonomie des postindustriellen Kapitalismus wird letztlich durch seine „kulturell-kognitiven“ Dimensionen maßgeblich bestimmt (167-193). „Der postindustrielle, kognitiv-kulturelle Kapitalismus ist die am weitesten fortgeschrittene Form des Kapitalismus; und er beschränkt sein Wirken längst nicht mehr auf die Wirtschaft selbst. Vielmehr findet seit den 1980er Jahren eine expansive Ökonomisierung des Sozialen statt.“ (193). Dies sei allerdings ein Prozess, der keineswegs nur „von oben“ den Menschen aufkrotyriert worden sei, sondern auch einer, der durch einen „machtvollen Antrieb von unten“ (196), dem intensiven Wunsch nach „Singularitätsgütern“, auf allen Ebenen angestoßen worden ist. Dabei betont Reckwitz häufig, dass die postindustrielle, immaterielle kapitalistische Ökonomie Wissen, Kultur und Emotionen mit der Ökonomie systematisch verknüpfe und damit eine extremere und expansivere, aber auch irreversible Form des Kapitalismus sei. „Seit eine postindustrielle, immaterielle Ökonomie ins Zentrum des wirtschaftlichen Geschehens gerückt ist, seitdem Wissen, und Ökonomie, Kultur und Öko-

nomie, Emotion und Ökonomie sichtbar miteinander verknüpft sind... Der kognitiv-kulturelle Kapitalismus ist keine reversible Abweichung vom Pfad der ‚eigentlichen‘ Wirtschaft, der Industrieökonomie, sondern deren Nachfolger; er ist der expansivere, der extremere Kapitalismus. Er glänzt durch die emotionale Verführungskraft seiner Güterwelt, treibt aber dabei die extremen Asymmetrien der Reichtumsproduktion zwischen Marktgewinnern und Marktverlierern auf die Spitze. Gerade Letzteres ist eine ernste Herausforderung. Statt sich zurück ins Idyll der nationalen Industrieökonomien zu träumen, gilt es, sich ihr zu stellen.“ (201). Wie das geschehen könnte, möchte AR im letzten Kapitel beantworten.

Im *vierten Kapitel* (203-238) werden die Folgen der „Selbstverwirklichungsrevolution“ thematisiert. Da hier große Anstrengungen gemacht werden „müssen“(?), ist es so wie nicht selten bei anderen Revolutionen: es kommt zu gelegentlichen Überforderungen und Erschöpfungszuständen. Da die – selbst oder fremd (gesellschaftlich) gesetzten – Zielsetzungen allzu hoch und/oder zu widersprüchlich sind (Selbstverwirklichung „nach innen“ und „nach außen“, z.B.²) oder aber als zu perfekt und zwanghaft erscheinen, kann die „Selbstverwirklichungskultur als Generator negativer Emotionen“ (219) wirksam werden. Die hohe Enttäuschungsgefahr kann – neben anderen Mechanismen – auch aus der Ökonomisierung des Sozialen und der ubiquitären scharfen Konkurrenzsituation resultieren (223ff.). Am Ende dieses Kapitels werden Auswege aus der „Enttäuschungsspirale“(231ff.) und Elemente eines „psychologischen Ratgeber-Diskurses“(235) angedeutet.

Im *fünften Kapitel* (239-304) schließlich reflektiert AR die aktuellen politischen Tendenzen vor dem Hintergrund seiner mehrdimensionalen vorherigen Betrachtungen. Dabei holt er weit aus und versucht, die Politikgeschichte Westeuropas seit 1945 als weniger durch den Wechsel von Rechts- und Linksregierungen zu erklären (da diese Entgegensetzung seiner Ansicht nach immer weniger bedeutsam wird), sondern vielmehr durch einen Wechsel von Paradigmen, die in gewisser Weise parteiübergreifend angelegt waren und über längere Perioden hinweg wirksam gewesen seien. Diese Paradigmen schließen Diskurse und Regierungstechniken sowie eine bestimmte Ausrichtung der Wirtschafts- und Sozialpolitik ein, welche die jeweiligen Probleme/Krisen am besten zu lösen imstande sind; allerdings werden diese Paradigmen trotz ihres Erfolgs und ihrer breiten Akzeptanz nach einiger Zeit (meistens über Jahrzehnte hinweg) abgelöst und durch neue ersetzt. Die zwei Hauptparadigmen, die in den letzten sieben Jahrzehnten in unterschiedlichen Schattierungen und zeitlichen Perioden hegemonial waren, bezeichnet er als „Regulierungsparadigma“ (sozial-korporatistisch, nationalstaatlich, mit Planungselementen versehen: wirksam von ca. 1945 bis ca.1970/80) und als „Dynamisierungsparadigma“ (marktliberal, global, sozialstaatskritisch, von einem „aperitistischen Liberalismus“, d.h. sich nach außen öffnenden Liberalismus, geprägt: wirksam von 1970/80 bis ca. 2010). Innerhalb jedes Paradigmas gibt es „rechte“

² Hier ist das Widerspruchsverhältnis zwischen dem vom „alten Bildungsbürgertum“ übernommenen Bestreben nach Status-Demonstration „nach außen“ und der „romantischen“ Neigung zur Suche von Sinn im Leben, Selbstverwirklichung „nach innen“, was in ein und derselben Person gleichzeitig wirksam sei, gemeint.

und „linke“ Lesarten, was sowohl den parteiübergreifenden Charakter, die Koalitionsfähigkeit, aber auch die Konflikte innerhalb von Parteien und politischen Lagern erklären hilft. Entscheidend aber ist, dass nach längerer erfolgreicher Wirksamkeit eines Paradigmas die objektiven Probleme größer und gewissermaßen unlösbar werden und infolgedessen der Zwang zu einem neuen, adäquateren Paradigma überzugehen, wächst.

Der „apertistische Liberalismus“ befindet sich seit ca. 2010 AR zufolge in einer solchen Übergangskrise, die er auf drei Ebenen wahrnimmt: a) soziökonomische Krise (relative Stagnation, soziale Polarisierung, wachsende Defizite in der öffentlichen Infrastruktur etc.); b) Erosion des kulturellen Konsenses bezüglich allgemeiner Normen und des Zusammenlebens infolge hohen Bedeutungszuwachses „subjektiver Rechte“ (in der „Gesellschaft der Singularitäten“), aber auch eines immer sichtbarer werdenden „Multikulturalismus“ (274ff.); c) Krise der Demokratie (275ff.) infolge eines Legitimitäts- und Vertrauensverlusts gegenüber dem politischen System (wegen mangelnder Lösungsfähigkeit wichtiger sozialer und kultureller Probleme) und der immer weiter auseinanderdriftenden Lebenswelten der Volksvertreter gegenüber der restlichen Bevölkerung.

Der seit ca. 2010 auch in Deutschland stärker aufkommende Rechtspopulismus sei Ausdruck und Symptom dieser dreifachen Krise des herrschenden Paradigmas des „apertistischen Liberalismus“; er könne aber weder als Ursache noch als Lösungsvariante dieser Krise begriffen werden (277ff.). Der von ihm auf dreifache Weise charakterisierte Rechtspopulismus (antiliberales Demokratieverständnis, protektionistisch-nationale Wirtschafts- und Sozialpolitik sowie überwindend von Vertretern der alten Mittelklasse und der prekären Unterklasse gewählt) antwortet genau auf die typischen Schwächen des immer noch herrschenden Paradigmas (282f.) Dem Rechtspopulismus spricht Reckwitz allerdings die Möglichkeit ab, sich als neues Paradigma zu etablieren, da ihm eine größere Variationsbreite und damit Integrations- und Zukunftsfähigkeit abgehe. AR zufolge werde das zukünftige, neue Paradigma „Konturen eines regulativen oder einbettenden Liberalismus“ (285) tragen. Diese sieht er insbesondere in bestimmten Formen der Re-regulierung, die jedoch die Dynamikpotenziale des Liberalismus nicht still stellen sollten. Ein solcher „einbettender Liberalismus“ wird von AR auch als „Linksliberalismus“, „Sozial- und Kulturliberalismus“ bezeichnet³, wobei ihn auch ein „aktiverer Staat“ kennzeichnen sollte. Die zentralen Herausforderungen eines solchen „regulativen Liberalismus“ sieht er in der Verringerung der sozialen Ungleichheit, der Stadt-Land-Differenzen, in der Förderung der öffentlichen Infrastrukturen sowie in der „Suche nach neuen Grundregeln“ (298), die für alle gleichermaßen gelten und daher die „kulturelle Integration“ begünstigen. Eine „Kultur der Reziprozität“ (300) schließlich müsse einen Raum für „soziale Gegenseitigkeit“ schaffen, worin „Rechte und Pflichten, der Abwägung eigener und anderer Interessen“ ein hoher Stellenwert zugewiesen wird.

³ Was an Nancy Frasers treffende Formel vom „progressiven Neoliberalismus“ erinnert; freilich mit dem Unterschied, dass sie diese Begrifflichkeit in kritisch-enthüllender Absicht verwendet, während bei AR die analoge Wortkombination eine affirmative Funktion hat.

Die originelle und interessante Studie von AR basiert auf seinem bekannten kultursoziologischen Ansatz und versucht diesen durch die Analyse der Sozialstrukturveränderungen, des ökonomischen Wandels und der gegenwärtigen Politikkonstellationen (vor allem in Westeuropa und Deutschland) zu ergänzen. Sie verarbeitet eine Fülle von aktueller Sekundärliteratur, bereitet viele Informationen auf und argumentiert überwiegend stringent; aufgrund des weitgehenden Verzichts auf Fachjargon ist sie gut lesbar.

Ungeachtet dieser imponierenden Leistung bleibt eine Reihe von Fragezeichen. *Zunächst* scheint ein erkenntnistheoretisches Problem relevant zu sein, insofern das Verhältnis von gesellschaftlicher Wirklichkeit und bloßen Vorstellungen, Imaginationen oder Fiktionen letztlich ungeklärt bleibt. Oder anders und konkreter formuliert: Wie real ist die „Gesellschaft der Singularitäten“, voller kreativer Menschen, die auf permanente Steigerung der Lebensqualität und Authentizität etc. sinnen, wirklich? Auch nach dem „Drei-Klassen“-Konzept des Autors, wonach die „alte Mittelklasse“ und die „prekäre Unterklasse“ zusammen Zweidrittel der Bevölkerung stellen (und wenig Sinn bzw. Muße für Singularitäten besitzen), bleibt nur noch die „neue Mittelklasse“, die tendenziell dieser Grundorientierung nach singulärer Selbstverwirklichung folgen kann. Aber auch bei diesen verbleibenden ca. 30 Prozent der Gesamtbevölkerung (so die „Übersetzung“ dieses Konzepts auf die „Sinus“-Milieus, S. 124) wäre zu fragen, ob diese insgesamt in der Suche der Singularität ihren wesentlichen Lebensinhalt sehen. Auch die häufig ins Feld geführten „Hochqualifizierten“ und akademisch Gebildeten stellen bloß das Heer von Bürokraten, Juristen, Verwaltungsbeamten, Lehrern, Medizinern, Technikern, mittleren und höheren Angestellten etc., die wohl überwiegend ein relativ uniformes „Normal“-Leben gewohnt sind und dieses mehr oder minder schätzen; nicht jedes Hobby in der Freizeit ist Ausdruck von Authentizität und Singularitätsstreben. Folgt hier die Soziologie nur einem neoliberal geprägten Selbstoptimierungs- und Einzigartigkeitsethos oder -ideal, das ja keineswegs flächendeckend auch in wirkliches Handeln umgesetzt wird? In welchem Maße ist es fremd gesetzter Zwang und inwieweit ist ein solches Verhalten wirklich verbreitet verinnerlicht? Inwieweit werden typische Marketingstrategien mit kulturellen Eigendynamiken verwechselt? Wo schlägt die massenhafte „Singularität“ in relative Uniformität um? Diese Fragen bleiben auch nach dem letzten Anlauf von AR unbeantwortet. J. Habermas bemerkte kürzlich hierzu treffend: „Gerade die relative Entkopplung einer sozialpsychologisch aufgeblätterten Kultur von jenen sozialstrukturellen Verwerfungen, die letztlich durch funktionale Imperative eines weltweit deregulierten Weltmarktes ausgelöst werden, überzeugt mich nicht. Man stellt die Kausalitäten auf den Kopf, wenn sich im neoliberal entgrenzten Wettbewerb nur noch die kulturelle Eigenlogik der ‚Anerkennungsmärkte‘ spiegeln soll... Ist der ‚Figur des digitalen Nutzers, der in der Konkurrenz um Sichtbarkeit und Anerkennung mit originellen Selbstdarstellungen die ‚likes‘ von möglichst vielen ‚followers‘ einsammeln möchte, eine derart repräsentative Rolle für die ‚spätmoderne‘ Gesellschaft im Ganzen zuzuschreiben(?)“ Und: „Das allgemeine Bild vom neuen Kulturkampf, in dem die ‚Kreativen‘ die Gewinner sind, greift

nach meiner Auffassung zu kurz, sobald es die sozioökonomischen Ursachen unterbelichtet oder ausblendet.⁴

Zweitens fällt auf, dass Reckwitz auf die seit einiger Zeit (ca. zwei Jahrzehnte) wieder erwachte Klassendebatte kaum eingeht, einen „Klassen“-Begriff wählt (Großgruppe mit bestimmten Merkmalen und Ressourcen), der lange Zeit eher als typischer „Schicht“-Begriff galt. Die Unbekümmertheit und geringe Rezeptionsbereitschaft langer Diskussionen auf diesem Feld zeigt sich u.a. auch darin, dass er das Konzept der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ für die 1950er und 1960er Jahre als völlig zutreffend akzeptiert (und dieses seiner Theorie der industriellen Moderne zugrunde legt) und dabei die dutzendfache heftige Kritik an dieser Sicht der Nachkriegsgesellschaft in Westdeutschland völlig außer Acht lässt; die hohe Akzeptanz dieses von Helmut Schelsky geprägten Ausdrucks verdankte sich zu einem erheblichen Teil der noch nicht lange zurück liegenden Ideologie der „Volksgemeinschaft“.⁵ Reflexionen und Selbstzweifel dieser Art scheinen für AR nicht relevant zu sein.⁶ Die wesentlichen Abgrenzungskriterien dieser drei „Hauptklassen“ in der Reckwitzschen Sicht sind weder klar definiert noch in ihrer jeweiligen Relevanz erörtert. Es scheint, dass Ausbildungsgrad („kulturelles Kapital“), Lebensweise, kulturelle Vorstellungen, teilweise Einkommenshöhe, Arbeitsplatzsicherheit eine Rolle spielen. Stellung im Produktions- und Reproduktionsprozess, Selbständigkeit oder Lohnabhängigkeit, Ort in der Hierarchie der Arbeitswelt bleiben praktisch unberücksichtigt, da sie offenbar für die kulturelle Orientierung nicht wichtig oder höchstens sekundär relevant sind. Das Problem der hohen Heterogenität sowohl der „alten“ wie der „neuen Mittelklasse“ wird nicht näher diskutiert, da die Frage, inwieweit z.B. die „alte Mittelklasse“ (die Facharbeiter, selbständige Handwerker, Einzelhändler, mittlere und höhere Beamte und Angestellte gleichermaßen umfasst) als Akteur auf gesellschaftlicher oder politischer Bühne in Erscheinung treten kann, für AR offensichtlich kein Thema ist. Auch die Frage, ob die akademisch gebildete „neue Mittelklasse“ zunehmend Untergruppen enthält, deren Ausbildungsgrad („z.B. Bachelor“) längst abgewertet ist und keineswegs eine wissenschaftlich-kulturelle „Avantgarde“ mehr darstellt, bleibt völlig ausgeblendet. Infolgedessen bleibt auch seine These von einem gleichzeitigen und in etwa gleich großen Auf- und Abstiegprozess („Paternostereffekt“) in unserer gegenwärtigen Gesellschaft empirisch gänzlich unbelegt.

Drittens ist sowohl im Sozialstruktur- wie im Ökonomiekapitel seiner Ausführungen die völlige Abwesenheit des „Herrschafts“- und „Macht“-Begriffs und ent-

⁴ Jürgen Habermas, *Moralischer Universalismus in Zeiten politischer Regression*. Jürgen Habermas im Gespräch über die Gegenwart und sein Lebenswerk, in: *Leviathan*, 48.Jg., 1/2020, S. 7f.

⁵ Vgl. z. B. Ulf Kadritzke, *Mythos der ‚Mitte‘. Oder: Entsorgung der Klassenfrage*, Berlin 2017, S. 47ff.

⁶ Zu den frühen Kritikern der Schelsky'schen Begrifflichkeit zählen z. B. Hans Heinz Holz, Wolfgang Abendroth, in: Horst Krüger (Hg.): *Was heißt heute Links?* München 1963, (Holz: Die verschleierte Klassengesellschaft“, S.69-84, und Abendroth: „Aufgaben der deutschen Linken“, S. 130-158). Später u.a. Birgit Mahnkopf: *Verbürgerlichung. Die Legende vom Ende des Proletariats*, Frankfurt/New York 1985, S. 124ff. sowie Jürgen Ritsert: *Soziale Klassen*, Münster 1998, S. 88ff.

sprechender Analysen auffällig; scharfe Interessengegensätze, Antagonismen, Ausbeutungsbeziehungen kommen bei AR praktisch nicht vor, werden nicht einmal thematisiert. Aber gerade das ökonomische und gesellschaftliche Verhältnis dieser „Groß-Gruppen“ (im Sinne des sozialen Gewichts) zueinander und gegeneinander bildet das Zentrum einer marxistischen Klassentheorie und Klassenanalyse – mit der Reckwitz sich nicht auseinandersetzt. Neben vielen offenen Fragen und unterschiedlichen Positionen bei diesem Ansatz hinsichtlich der Problematik, wie die gegenwärtigen Klassengesellschaften am besten zu begreifen sind⁷, ist durch die Verknüpfung von ökonomischer Entwicklung (beständige Kapitalakkumulation) mit der soziökonomischen Lage/Verortung der Hauptakteure dieses Prozesses (Kapitaleigner und Lohnabhängige) und deren mehr oder minder intensive Konflikte miteinander ist die kaum bezweifelbare Grundkonstellation umrissen. Auf dieser Basis wird ein theoretisch-analytischer Erklärungsrahmen ermöglicht, der durch bloße „Schichten“- oder Milieu“-Konzepte oder überwiegend von kultureller Lebensweise geprägte „Klassen“-Begriffe (infolge ihres deskriptiven Charakters) nicht zu gewinnen ist; da diese per definitionem ein beziehungsloses Übereinander oder ein horizontales Nebeneinander (von „Schichten“ oder „Milieus“) postulieren, was zunächst einmal kein strukturimmanentes Konfliktpotenzial in sich birgt. Demgegenüber können marxistische Klassentheorien a) eine kausale Verknüpfung z. B. von Reichums- und Armutproduktion als notwendige Folge der wechselseitigen, asymmetrischen Abhängigkeit der Hauptprotagonisten gesellschaftlicher Produktion und Reproduktion herstellen, sowie b) die Analyse der gesamtökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen, des sozialen Wandels, im Gefolge der Auseinandersetzungen dieser Hauptklassen im Prinzip (unter Zuhilfenahme vieler weiterer Vermittlungen) erfolgreich angehen. Wobei die angedeutete Asymmetrie die spezifischen Ausbeutungsmechanismen meint, die letztlich – in rechtlicher abgesicherter Weise – die einseitige Aneignung fremder Arbeit durch die Kapitaleigner beinhaltet.⁸

Dass infolge dieses Ansatzes die nur sehr knapp gestreifte „Oberklasse“ zu einer Karikatur einer „herrschenden Klasse“ schrumpft („Distanz qua Vermögen“, Genuss, Luxus, extreme Exklusivität, gelegentliche Anwandlungen zur „Weltverbesserung“ – so seine Beschreibungselemente) und deren tatsächlicher Einfluss auf Politik, Wirtschaft, Medien und Kultur völlig unterschätzt wird, kann kaum mehr überraschen.

Viertens. Angesichts dieser Defizite kann es nicht wundern, dass die im letzten Kapitel angesprochenen Paradigmenwechsel eher als Prozess einer Art „höheren Eingebung von oben“ erscheinen und nicht als Ausdruck sich verändernder

⁷ Siehe hierzu zuletzt im Überblick: Mario Candeias, Klaus Dörre und Thomas E. Goes, *Demobilisierte Klassengesellschaft und Potenziale verbindender Klassenpolitik*, Beiträge zur Klassenanalyse (2), Berlin 2019, Rosa Luxemburg Stiftung.

⁸ Siehe hierzu Näheres in zahlreichen Diskussionsbeiträgen in verschiedenen Nummern der Z, wie z.B. über „Ausbeutung“ heute die Artikel von Klaus Müller, Erik Olin Wright und Hans-Jürgen Krug (Z 113, März 2018) sowie von Leisewitz/Lütten und Dörre in Z 116 (Dezember 2018) über die neue Klassendiskussion.

Macht- und Klassenbeziehungen sowie von Kräfteverhältnissen. So kann es auch nicht gänzlich überraschen, dass der soziale Träger einer Etablierung des von Reckwitz empfohlenen neuen Paradigmas eines „eingebetteten Liberalismus“ nirgendwo benannt wird; möglicherweise – so könnte man Andeutungen lesen – ist diese Aufgabe einer geläuterten und bußfertigen „neuen Mittelklasse“, die von ihren Privilegien Abstand nimmt, zugedacht. Diese soll die Einbettungsmaßnahmen gegenüber einem entfesselten Liberalismus vornehmen und zugleich für die Einhaltung allgemeiner Regeln des Zusammenlebens Sorge tragen. Dieser fromme Wunsch ist von einem ebenfalls nicht gerade publikums-scheuen Starsoziologen genüsslich gegeißelt worden. „Das Buch“ – so in der Besprechung des neuesten Werks von AR durch Armin Nassehi – „schließt mit dem Appell an die ‚Arbeit an kulturellen Grundwerten und einer von allen geteilten kulturellen Praxis sowie deren Vermittlung und Durchsetzung – was ein wenig an Leitkultur erinnert... Der Intellektuelle stellt die Ordnung der Gesellschaft als das Problem der Konsistenz verbindlicher Regeln vor. Schon die Frage, warum sich wer in welcher Situation an die Regeln halten kann und will, kommt hier nicht vor, obwohl Reckwitz betont, sein Liberalismus rechne ‚mit der Eigendynamik und Nichtdeterminiertheit der Gesellschaft‘. Aber worin soll sich dieser neue Liberalismus dann einbetten? In den Staat? In den Nationalstaat? Oder doch in die Gesellschaft? Und was heißt das dann?“⁹

Fünftens. Auf der letzten Seite erwähnt AR erstmals in einer Zeile die „Potenzierung ökologischer Probleme“ (304), welche uns zu einer Revision des klassischen Begriffs des Fortschritts nötigen werde. Gegenüber der „erschöpften Selbstverwirklichung“ des „spätmodernen Individuums“ und den „Paradoxien seiner Emotionskultur“ (so die Überschrift des 4. Kapitels, S.203-238) scheinen da doch die Gewichte der Relevanz merkwürdig verschoben zu sein.¹⁰

Trotz alledem eine anregende und zur Diskussion reizende Studie, die in vieler Hinsicht einem gewissen Zeitgeist entspricht¹¹ und in verschiedenen Aspekten manches offen lässt.

⁹ Armin Nassehi, Selbstverwirklichung ist anstrengend, in: FAZ v. 18. Febr. 2020, S. 10.

¹⁰ Vgl. hierzu auch kritisch Ulrich Bröckling in seiner Besprechung in „soziopolis“ v. 16. Dez. 2019.

¹¹ Sicher ist es nicht ganz zufällig, dass AR die Bestsellerlisten häufig und andauernd anführt, dass er mit wichtigen Preisen und Auszeichnungen überhäuft wird sowie seine mediale Präsenz sehr deutlich ist.